

Queer Lectures

Queer Lectures – so tituliert die *Initiative Queer Nations e.V.* ihre regelmäßig veranstalteten Vorträge zu aktuellen gesellschaftlichen, politischen und wissenschaftlichen Fragen. In der gleichnamigen Schriftenreihe werden die Vorträge in loser Folge publiziert. Jedes Heft enthält einen Vortrag, die Bindung zu Sammelheften ist möglich. Bestellhinweise am Ende des Hefts.

Qn
INITIATIVE
queer nations

Kuratorium der Initiative Queer Nations e.V.:

Judith Arndt, Seyran Ates, Prof. Dr. Henning Bech, Dr. Sophinette Becker, Dr. Alfred Biolek, Dr. Michael Bochow, Dr. Alexander Boroffka, Prof. Dr. Martin Dannecker, Dr. Lutz van Dijk, Ralf Dose, Oritun Gauper, Prof. Dr. Dagmar Herzog, Gerhard Hoffmann, Manuela Kay, Necla Kelek, Kurt Krickler, Maren Kroymann, Prof. Dr. Rüdiger Lautmann, Prof. Dr. Claudia Liebrand, Prof. Dr. Andreas Meyer-Hanno (†), Mirjam Müntefering, Dr. Susanne zur Nieden, Dr. Andreas Salat, Gunter Schmidt, Dr. Claudia Schoppmann, Jaeki Schwarz, Dr. Hermann Simon, Dr.-Ing.-habil Wolfgang Voigt, Leo Volleh, Margrit Wendt, Gustav Peter Wöhler

Queer
Lectures

Schriftenreihe der Initiative Queer Nations e.V.
4. Jahrgang | Heft 10

ILKA QUINDEAU

WIE WIRD MAN HETEROSEXUELL?

NEUES VOM SEXUELLEN AUS
PSYCHOANALYTISCHER SICHT

Herausgegeben von
Jan Feddersen

Männerschwarm Verlag
Hamburg 2011

«An der Frauenbrust treffen sich Liebe und Hunger. Ein junger Mann, erzählt die Anekdote, der ein großer Verehrer der Frauenschönheit wurde, äußerte einmal, als die Rede auf die schöne Amme kam, die ihn als Säugling genährt: es tue ihm leid, die gute Gelegenheit damals nicht besser ausgenutzt zu haben.» (Freud 1900, S. 211)

Man kann drei Verwendungsweisen der Nachträglichkeit unterscheiden, zuerst die beiden problematischen: Die eine geht auf die Übersetzung von James Strachey zurück, der die Nachträglichkeit als «deferred action», als verzögerte Handlung fasste. Nach dieser Sichtweise wird in der Kindheit eine Art Keim gelegt, der dann nachträglich aufgeht und ein bestimmtes Verhalten oder Erleben hervorruft. Im Beispiel bedeutet dies, dass bereits das Kind eine Form oraler Sexualität erlebte, die sich dann später beim jungen Mann zur erwachsenen Sexualität ausbaute. In diesem Sinne verstanden ist Nachträglichkeit ein progressiver, in die Zukunft hinein wirkender Prozess. Die andere Lesart ist eine Art von rückwirkendem Phantasieren. Im Beispiel würde der junge Mann sich die sexuelle Lust vorstellen, die er als Kind an der Brust der Amme hätte erleben können. Das wäre die moderne (oder postmoderne) Variante, nach der ein Erwachsener ein infantiles Erlebnis aus der Perspektive der Gegenwart neu interpretiert. Es kommt dem von C. G. Jung entwickeltem «Zurückphantasieren» nahe, gegen das Freud sich mit so viel Mühe verwehrt hat.⁶

Laplanche (2004) kritisiert an diesen beiden Lesarten zwei Aspekte: Zum einen seien beide Varianten gefangen in einer «one-body-psychology», einer Psychologie, die nur einen Protagonisten hat. In dem Beispiel fehlt also die Amme. Zum anderen sei die «unlineare Abfolge» problematisch, die entweder einseitig von der Vergangenheit in die Zukunft gerichtet ist oder von der Gegenwart aus zurück in die Vergangenheit.

Und gerade in der Auflösung einer linearen Zeitlichkeitsvorstellung besteht meines Erachtens die besondere Relevanz des Konzepts der Nachträglichkeit. So muss in dem Beispiel die Amme berücksichtigt werden als Erwachsene, die in das Kind eine rätselhafte Botschaft intronmiert. Und diese Botschaft drängt zu fortwährend neuen Übersetzungen bzw. Umschriften.⁷ Wir haben es hier mit einem Modell von Zeitlichkeit zu tun, das

6 Eine ausführliche Argumentation Freuds findet sich etwa in der Krankengeschichte des «Wolfsmannes» (vgl. Freud 1918).

7 Während Laplanche in seiner Allgemeinen Verführungstheorie von «Überset-

sowohl von der Vergangenheit in die Gegenwart, als auch von der Gegenwart in die Vergangenheit hinein wirkt.

Als Formen der Umschrift lassen sich die verschiedenen Stadien der Triebentwicklung verstehen, die Oralität, Analität, Phallicität bis hin zur Genitalität. Der Ödipuskomplex ist in dieser psychosexuellen Entwicklung ein entscheidender Knotenpunkt, gleichsam ein Umschlagplatz: Das Kind wird zum Subjekt seines Begehrens, es antwortet auf die passiv widerfahrene Verführung, indem es selbst die Eltern begehrt.

In der Frage, ob es um die konkreten Eltern und ihre Funktion geht, unterscheiden sich eine kulturalterspezifische und eine universalistische Lesart des Ödipuskomplexes. Bei Freud ist er universalistisch gedacht: Die Bedeutung des Ödipuskomplexes erschöpft sich nicht in der konkreten Beziehung zwischen Eltern und Kind. Wie in «Totem und Tabu» ausgeführt, geht es um die Einsetzung einer verbietenden Instanz (Verbot des Inzest), die den Zugang zur natürlich gesuchten Befriedigung versperrt und den Wunsch und das Gesetz untrennbar miteinander verknüpft, wie es Lacan hervorgehoben hat (Laplanche u.a. 1967, S. 355).

INFANTILE, POLYMORPH-PERVERSE SEXUALITÄT

Die bedeutendste Errungenschaft der Freudischen Sexualtheorie ist wohl die Konzeptualisierung der infantilen Sexualität. Ein erweitertes Verständnis von Sexualität war für Freud zentrales Anliegen: Sie sei weder auf das Erwachsenenalter noch auf Genitalität zu reduzieren, sondern umfasse ein weites Spektrum an Lust- und Befriedigungsmöglichkeiten – das heißt, sie besitze sogenannten «polymorph-perversen» Charakter – und begünne schon mit den ersten Lebensäußerungen eines Kindes, also mit dem Säugen. Die Bezeichnung «polymorph-pervers» mag abwertend klingen; aber Freud benutzt den Terminus «pervers» nicht in wertender Absicht, sondern allgemein – nicht nur bei der kindlichen Sexualität, sondern auch bei den sogenannten Perversionen – zur Beschreibung von Sexualformen, die nicht dem Ziel der Fortpflanzung dienen. Als «polymorph» werden die vielfältigen Ausdrucksformen der kindlichen Sexualität beschrieben.

zung» spricht, scheint mir das Konzept der Umschrift angemessener, weil die Metapher des Ein- und Umschreibens die unmittelbar leibliche Dimension dieses Geschehens besser zum Ausdruck bringt als der kognitiv getönte Begriff der Übersetzung.

Das Konzept der infantilen Sexualität gehört zwar für Psychoanalytiker und Psychoanalytikerinnen nach wie vor zum unbestrittenen Theoriestand, aber es scheint doch zunehmend unklarer zu werden, was mit diesem Konzept eigentlich gemeint ist. Wie manifestiert sich die kindliche Sexualität? Ist den infantilen Verhaltensäußerungen überhaupt ein sexueller Charakter zuzuschreiben oder handelt es sich nicht vielmehr um die (Rück-)Projektion Erwachsener? Es gibt viele empirische psychoanalytische Studien zu diesen Fragen, am bekanntesten sind wohl die klassischen Untersuchungen von Spitz (1962), Spitz und Wolf (1949) oder Kleeman (1966; zur Übersicht vgl. Mertens 1992).

Doch lassen sich solche Fragen empirisch kaum entscheiden. Im Hinblick auf eine Sexualtheorie ist dies auch von untergeordneter Bedeutung. Wichtig ist, dass die infantile Sexualität den Grundzug der Sexualität der Erwachsenen darstellt. Es geht also bei diesem Konzept weniger um das Verhalten oder Erleben des Kindes als um die Sexualität der Erwachsenen.

Von besonderer Bedeutung erscheint mir, dass dieses Modell eine normative Hierarchisierung von sexuellem Erleben und Verhalten vermeidet. Die Möglichkeit der Konzeptualisierung von psychisch gleichwertigen sexuellen Formen erfordert ein Konzept von Sexualität, das nicht erst im Erwachsenenalter, also mit der Pubertät, der geschlechtlichen Reifung, ansetzt. Denn mit dem Primat der Genitalität geht zwangsläufig ein Primat der Fortpflanzungsfunktion einher, dem andere Formen untergeordnet wären. Unter dem Aspekt der psychischen Gleichwertigkeit lässt sich auch die Frage nach der Pathologisierung sexuellen Verhaltens und Erlebens noch einmal anders stellen. So ist – wie allgemein nach psychoanalytischem Krankheitsverständnis – nicht ein spezifisches Verhalten als pathologisch anzusehen, sondern im Wesentlichen bestimmt die Funktion, die es hat, ob eine Krankheit vorliegt oder nicht. Dementsprechend kann auch die Grenze zwischen sogenannt normalen und abweichendem oder pathologischem Verhalten nur im Einzelfall und nicht allgemein festgelegt werden.

In seinen *Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse* (1916-17) diskutiert Freud die Schwierigkeit, das Sexuelle präzise zu bestimmen, und schlägt schließlich vor, auf Definitionsversuche ganz zu verzichten. Statt dessen schildert er «abweichende» Sexualbetätigungen und macht ihren Zusammenhang mit der sogenannten «normalen» Sexualität deutlich. Über die Perversionen kommt Freud zur kindlichen Sexualität mit der Annahme, dass «alle Perversionseignungen in der Kindheit wurzeln» (Freud 1916-

17, S. 321). Genaue Beobachtungen hätten ihn zu dieser Annahme geführt; perverse Sexualität sei nichts Anderes als die «vergrößerte, in ihre Einzelregungen zerlegte infantile Sexualität» (ebd.). Mit dem Konzept infantiler Sexualität lässt sich – jenseits von plötzlich einsetzenden, endogenen Reifungsvorgängen – begründen, wie erwachsene Sexualität entsteht oder sich entwickelt. Auf diese Weise kann man vermeiden, Sexualität auf die Reproduktionsfunktion zu reduzieren, was bei der Argumentation mit Reifungsvorgängen unumgänglich wäre. Dies wiederum ermöglicht eine nicht normative, nicht wertende Konzeptualisierung gleichwertiger Sexualformen. Das gilt gleichermaßen für Hetero- und Homosexualität wie auch für sogenannte «Perversionen». All diese Formen können Krankheitswert annehmen, sind aber nicht von vornherein als pathologisch zu betrachten. Was inzwischen für Hetero- und Homosexualität außer Frage steht – zumindest gibt es heute darüber einen breiten Konsens, dass es sich nicht um eine Krankheit handelt –, erscheint bei den «Perversionen» noch nicht unmöglich. Einerseits erweckt die Verbreitung sogenannter «Neosexualitäten» (Sigusch 2005) den Eindruck, als hätten ehemals als «perverts» gezielte Sexualformen inzwischen den mainstream erreicht. Andererseits lässt die Umbenennung der früheren «Perversionen» im internationalen Diagnose-manual ICD-10 in Paraphilien oder Störungen der Sexualpräferenz darauf schließen, dass nach wie vor bestimmte Sexualpraktiken wie Fetischismus, Voyeurismus oder Sadomasochismus per se (wenn auch erst von einem gewissen Ausmaß an) für pathologisch gehalten werden und nicht erst dann, wenn sie – wie nach psychoanalytischen Krankheitsverständnis – eine spezifische (Abwehr-)Funktion im psychischen Haushalt haben. Diese Klassifikation belegt einmal mehr, dass ein nicht normativer Sexualitätsbegriff in der klinischen Praxis noch aussteht. Das Konzept infantiler Sexualität kann zu einem solchen Sexualitätsbegriff beitragen. Im folgenden werden die verschiedenen Lust- und Befriedigungsmodalitäten der infantilen Sexualität exemplarisch an der Oral- und Analerotik dargestellt.⁸

VARIANTEN DER INFANTILEN SEXUALITÄT: ORALEROTIK

Freud sieht im Saugen an der Brust der Mutter den Ausgangspunkt der Sexualentwicklung, «das unerreichte Vorbild jeder späteren Sexualbefrie-

⁸ Die Darstellung weiterer Formen wie bspw. der Urethral-, Haut- und Blickerotik findet sich bei Quinseau (2008).

dingung» (Freud 1916-17, S. 325). Die Lust entsteht als Erinnerung an die Befriedigungserfahrung, pointiert formuliert: die Befriedigung geht der Lust voraus, wie Freud das selbst auch am Beispiel des primären Befriedigungserlebnisses in der *Traumdeutung* (1900) dargestellt, aber einige Jahre später offenbar wieder vergessen hat. Das Streben des Kindes zielt auf eine (Wieder-)Herstellung der Wahrnehmungsidentität mit der ursprünglichen Befriedigung, die aber nie erreicht werden kann; insofern ist die Lust oder das Begehren unstillbar und zugleich nicht stillzustellen. Diese Suche setzt am Beginn des Lebens ein und dauert bis zum Tod. Von ihrer Struktur und ihrer Funktion her unterscheidet sich die infantile Sexualität somit nicht von der der Erwachsenen, auch wenn sie andere Formen (und damit verbunden auch weitere Funktionen) aufweist.

Neben dem Saugen und Lutschen ist nach Freud die Einverleibung von Objekten ein wesentlicher Bestandteil der Oralerotik. In ihrer frühen Form hat sie kannibalistische Züge, die man in Redensarten wie «jemanden zum Fressen gern haben» wiederfinden kann. Erklärbar wird dies dadurch, dass Objekte in dieser Entwicklungsphase zunächst nicht als Individuen, sondern als Nahrung oder Nahrungsversorger wahrgenommen werden. Indem man sich diese Objekte einverleibt, wird man eins mit ihnen. Die orale Introjektion dient zugleich der primären Identifizierung. Die Vorstellung, Objekte zu essen oder von ihnen gegessen zu werden, bestimmt die Art und Weise, wie sich die Vereinigung mit dem Objekt unbewusst darstellt (Fenichel 1945/1974, S. 95ff). Das zeigt sich eindrucksvoll auch beim katholischen Ritus der Kommunion, die von der Überzeugung getragen wird, dass der Gläubige durch den Verzehr der zum Leib Christi gewandelten Hostie dem einverleibten Objekt ähnlicher wird.

Diese Vermischung von Person und Gabe demonstriert Iris Därmann (2004) noch einmal in ganz anderem Zusammenhang. Sie rekonstruiert Lapolanches Allgemeine Verführungstheorie im Anschluss an Marcel Mauss als Gabentheorie. Paradigmatisch für die Gabe steht die Nahrung; die Still- oder Fütterungssituation macht die Vermischung von Person und Gabe deutlich: Mit der Gabe gibt sich die Person selbst und wird auch vom Empfänger, vom Säugling, aufgenommen, so dass dieser von der anderen Person «besseren» ist. Mit dieser Theorie stellt Därmann das Konzept der Intersubjektivität auf eine alimentär-oral-kannibalistische Grundlage. In dieser Sichtweise erscheint die Stiftung der infantilen Sexualität als eine der Pflegethemen selbst unzugängliche Gabe ihres eigenen Sexuallebens. Där-

mann rüttelt mit ihrer Argumentation an biologischen Gewissheiten, doch gilt dies nicht nur für die Sexualität, sondern weitergehend auch für die Vorstellung einer Selbsterhaltung, die sich letztlich als Fremderhaltung des Selbst erweist.

Als lustvoller Modus ist das Beißen eine Variante des Lutschens oder Saugens. Hervorzuheben ist dabei, dass es sich nicht um Aggression handelt. Das Kind beißt nicht aus Aggression, weil es vielleicht wütend oder frustriert ist, sondern aus Lust. Diese Unterscheidung von oralem Sadismus und Aggression widerspricht dem Alltagsverständnis: Es geht nicht um das Zufügen von Schmerz, das lustvoll wäre; der Schmerz ist vielmehr ein Nebeneffekt, der aus der Lustsuche resultiert. Dies wirft möglicherweise auch noch einmal ein anderes Licht auf bestimmte «Perversionen», insbesondere sado-masochistische Praktiken, die im allgemeinen mit Aggression und Schmerz in Verbindung gebracht werden und weniger mit lebensgeschichtlich frühen Befriedigungsmodalitäten.⁹ Am Beispiel des Beißens kann man auch zeigen, dass Begehren und Verbot miteinander verwoben sind. Das Beißen des Säuglings beim Stillen führt dazu, dass sich die Mutter abwendet und das lustvolle Spiel unterbricht. Die Lust wird dadurch nicht aufgelist, sondern der Spannungs- und Erregungszustand wird vielmehr aufrechterhalten. Durch den Aufschub trägt das Verbot also dazu bei, dass die Lust noch intensiver wird.

Die Oralerotik bleibt in verschiedenen, mehr oder weniger gewandelten Formen bis ans Lebensende bestehen. Entscheidend bei diesen Lustempfindungen ist zum einen die Reizung des Mundes oder der Mundschleimhaut wie etwa beim Kässen, beim Essen und Trinken oder auch beim Rauchen. Zum anderen ist auch die Einverleibung von Objekten lustvoll besetzt; dies gilt für das Schlucken ebenso wie für das Atmen.

ANALEROTIK

Die psychosexuelle Entwicklung hat Freud – wie zu seiner Zeit üblich – in einem Phasen- oder Stufenmodell konzeptualisiert; auf die orale folgen die anale und die phallisch-genitale Phase. Aber die Vorstellung von Stufen ist missverständlich, denn die Lust- und Befriedigungsmodalitäten

9 So konnte Fenichel in seinen Analysen von Patienten mit sadistischen Perversionen zeigen, dass ihre Symptome im wesentlichen auf das orale Ziel des Beißens zurückgehen (Fenichel 1945/1974).

der einzelnen Phasen lösen einander nicht ab, sondern bleiben lebenslang nebeneinander bestehen, wenn auch in unterschiedlicher Bedeutung und Intensität. Ich halte es daher für sinnvoller, den Freud'schen Phasenbegriff aufzugeben und präziser von Oralität, Analität, Phallicität oder Genitalität als verschiedenen Ausdrucksformen menschlicher Sexualität zu sprechen, die zu bestimmten lebensgeschichtlichen Zeitpunkten entstehen und bestehen bleiben.

Analog zum Saugen, Ludehn oder Lutschen entwickelt sich nach Freud die infantile Sexualität weiter entlang der elementaren organischen Bedürfnisse (Freud 1916-17). Was sich am deutlichsten bei der Nahrungsaufnahme gezeigt hat, wiederholt sich teilweise bei den Ausscheidungen. Auch durch die Entleerung von Blase und Darm bilden sich erogene Zonen aus, Lustempfindungen begleiten die Ausscheidungsvorgänge und werden auch wieder von diesen unabhängig. In der frühen psychoanalytischen Theoriebildung hat man diese Lustempfindungen noch sehr genau spezifiziert und untersucht; inzwischen spielen diese Kategorien – möglicherweise zu Unrecht – kaum noch eine Rolle in der psychoanalytischen Praxis (vgl. zur Analerotik u. a. Ferenczi 1914; Jones 1919; Abraham 1921). So unterscheidet Abraham die eigentliche Exkretionslust vom Wohlgefallen an den Produkten des Vorgangs, wobei auch die Lust am Anblick und Geruch eine Rolle spielt. Diese Lustempfindungen sind bei Kindern noch am deutlichsten zu beobachten, sie unterliegen im Laufe der Zeit mehreren Umwandlungen. Freud belegt in seiner Arbeit *Charakter und Analerotik* (1908a) an diesen Umwandlungen die Verflechtung von körperlichen und psychischen Prozessen. Die Erziehung trägt ein Übriges dazu bei, die Lust an den Ausscheidungsvorgängen und die infantile Koprophilie einzuschränken. Im Unterschied zu den oralen Lustempfindungen, die in großem Umfang unverändert auch in die erwachsene Sexualität eingehen, sind die analen Luste weit stärker von Umformung und Verdrängung betroffen. Charakteristisch für die Analerotik – und weniger von späteren Umwandlungen betroffen – ist nach Abraham (1921) die Spannungslust, die hier viel stärker ausgeprägt ist als etwa bei der Oralerotik. Spannungslust kommt dadurch zustande, dass das Kind feststellt, dass nicht nur die Ausscheidungsvorgänge selbst lustvoll sind, sondern auch das Zurückhalten der Ausscheidungen, weil es zu einer stärkeren Reizung der Darmschleimhaut führt. Die Retention intensiviert damit die Lustempfindung beim Ausscheiden. Diese Intensivierung durch Retention gilt nicht nur für Ausschei-

dungsvorgänge, sondern findet sich bei jeder Form des Hinausschiebens von Lustempfindungen.

Die Analerotik des Kindes wird in besonderem Maße – weit mehr als im wesentlichen im Rahmen der Reinlichkeitserziehung. Betrachtet man diese im Lichte der oben beschriebenen Lustempfindungen beim Ausscheiden und Zurückhalten, so wird sichtbar, dass es sich dabei jedoch nicht nur um Macht und Kontrolle handelt, sondern auch um eine Variante des Liebesspiels. Wiederrum übernehmen die Erwachsenen – unvermeidlich – die Rolle der Verführer des Kindes. Bemerkenswert an diesem Beispiel ist auch, dass sich die Lustempfindungen nicht nur durch konkrete Berührung durch die Eltern als vielmehr in der verbalen und gestischen Interaktion rund ums «Töpfchen». Exkretions- oder Retentionsvorgänge sind Gegenstand des Beziehungsgeschehens und werden – auf welche Weise auch immer – kommentiert. Auch wenn das von den Eltern nicht beabsichtigt ist, werden damit zugleich Lustempfindungen des Kindes angesprochen und unterstützt, gelobt oder auch getadelt.

Von besonderer Bedeutung ist dabei zugleich das Verbot, das – heute wohl zumeist implizit – an das Kind herangetragen wird, aus seinen Ausscheidungsvorgängen und ihren Produkten Lust zu gewinnen. Wie Lou Andreas-Salomé (1916) herausgearbeitet hat, ist dieses Verbot für die gesamte Entwicklung des Kindes maßgeblich: Das Kind wird dabei zuerst mit einer seinen Treibregungen feindlichen Umwelt konfrontiert, es muss sein eigenes Wesen von diesem Fremden abgrenzen und dann die erste Verdrängung an seinen Lustmöglichkeiten vollziehen. Von da an bleibt das «Anale» Symbol für alles zu Verwerfende, für alles Unerwünschte und wird verschiedenen Umwandlungen unterzogen, die es unkenntlich machen sollen, oder es tritt als «Perversion», welche die Verdrängungen aufhebt, wieder offen zutage. Jedenfalls ist an der hohen Bedeutung, die der Stuhlgang für viele Menschen hat und die sich in unzähligen Ratzgebern von Illustrierten bis zu Fernsehsendungen findet, ein Überrest der einstigen Lustmöglichkeiten abzulesen. Nicht zuletzt zeigt sich die Verwerfung der analen Luste an der Homophobie vieler heterosexueller Männer, die sie auf Schwule und Frauen projizieren und sadistisch entwerten oder auch aggressiv bekämpfen.

Gegen Ende der Entwicklung der infantilen Sexualität wird die sexuelle Erregung auf die Genitalien konzentriert, die zur leitenden erogenen Zone werden. Freud spricht daher von der phallischen oder infantil-genitalen Phase der psychosexuellen Entwicklung, die eine weitgehende Annäherung an die Endgestaltung der Sexualität beim Erwachsenen erkennen lässt (Freud 1923b, S. 291). Die Ähnlichkeit besteht im wesentlichen darin, dass in dieser Phase eine Objektwahl vollzogen wird, wie sie auch für die Pubertät charakteristisch ist, wenn sämtliche Sexualstrebungen die Richtung auf eine einzige Person nehmen, an der ihre Ziele verwirklicht werden sollen. Auch das andere Kennzeichen der Erwachsenensexualität – die Unterordnung der Partiattriebe unter den Primat der Genitalität – beginnt sich abzuzeichnen: Die Entstehung dieses Primats im Dienste der Fortpflanzung konzeptualisierte Freud als letzte Phase der Sexualorganisation.

An dieser Stelle schließe ich mich der vielfach vorgetragenen Kritik an der Freud'schen Sexualtheorie an. Die zentrale Bedeutung der Fortpflanzung, die Freud hier einführt, ist nicht plausibel. Mit diesem biologischen Aspekt ist die Hierarchisierung der verschiedenen Sexualformen untrennbar verbunden, die Normen vorgibt und im wesentlichen gesellschaftliche Ordnungsvorstellungen stützt. Gegenüber dem Primat der Reproduktion soll nach dieser Sichtweise die «polymorph-pervexe» Sexualität, die Vielfältigkeit von Lust- und Befriedigungsmodalitäten, wie sie die infantile Sexualität kennzeichnet, auf die Kindheit beschränkt bleiben. Setzt sie sich dennoch ins Erwachsenenalter fort, wird sie als potenziell pathologisch, «pervers» oder als «unreif» betrachtet.

Das wichtigste Merkmal der infantilen Genitalorganisation, das sie zugleich von der des Erwachsenen unterscheidet, besteht nach Freud in der Vorstellung, dass für beide Geschlechter nur ein Genital – das männliche – von Bedeutung sei. Der Genitalprimat ist also präziser ein Primat des Phallus. Bei aller berechtigten Kritik an dieser Annahme, die oft reflexartig pauschal zurückgewiesen wird, scheint es mir doch lohnend, sich diese Eingeschlecht-Konzeptualisierung im Hinblick auf ihre theoretisch-konzeptionelle Bedeutung noch einmal genauer anzuschauen. Freud verwendet den Gegensatz «phallisch» oder «kastriert», um darauf den Kastrationskomplex aufzubauen, mit dem er die Entwicklungsaufgabe der Verarbeitung der Geschlechterdifferenz und die damit verbundenen typischen

Ängste beschreibt. Diese Entwicklungsaufgabe gilt selbstverständlich beiden Geschlechtern, auch wenn Freud nur die männliche Entwicklung im Blick hatte. Die Wahrnehmung des Geschlechtsunterschieds und dessen psychische Realisierung stellt eine beträchtliche Anforderung an das Kind dar. Es muss sich mit seinen bisexuellen Omnipotenzphantasien, der fraglosen Überzeugung, beide Geschlechter sein zu können, auseinandersetzen und den Verlust, die reale Begrenzung auf nur ein Geschlecht, integrieren. Das ist die Hauptaufgabe der infantilen Genitalorganisation. Die Kastrationsangst gilt als charakteristisch für diese Phase, analog etwa zur oralen Angst, gefressen zu werden. Sie stellt den Höhepunkt aller Ängste dar, die sich auf eine Beschädigung des Körpers beziehen. Die Intensität der Kastrationsangst entspricht der besonderen Wertschätzung des Genitales (Fenichel 1945/1974). Die typischen Konflikte im Zusammenhang der Phallicität bestehen im Penisneid – bei Mädchen – und im analogen Vaginal- oder Gebärneid – bei Jungen. Auch diese Konflikte ergeben sich aus der Notwendigkeit, die bisexuellen Omnipotenzphantasien aufzugeben.

Diese Überlegungen machen deutlich, dass die phallische Phase nicht notwendig paradigmatisch die männliche Entwicklung kennzeichnet. Neben der Aneignung des eigenen Geschlechts, des Erwerbs der Geschlechtsidentität geht es meines Erachtens grundlegender noch um die Wahrnehmung des Kindes, überhaupt ein Geschlecht zu haben. Das Geschlecht wird in dieser Phase zum einen als (weitere) Kategorie zur Unterscheidung von Menschen relevant, und zum andern steht es für das Begehren: Das Kind wird zum Subjekt seines Begehrens, es wird sich seines Begehrens bewusst. Dies zeigt sich insbesondere in der ödipalen Konstellation. In der phallichen Phase eignet sich das Kind (aktiv) das an, was ihm bis dahin (passiv) widerfahren ist. Mit der Aneignung der Phallicität dreht es die Konstellation der allgemeinen Verführungssituation um. Aus dem verführten Kind wird ein Verführer oder eine Verführerin. Im Unterschied zu den vorangegangenen Phasen wird es sich seiner Fähigkeit, andere zu verführen, auch bewusst. Ich schlage daher vor, den Akzent der phallichen Phase auf die Aneignung des Begehrens zu setzen, so lässt sich die von Freud formulierte Alternative – einen Phallus haben oder kastriert sein – auf die Fähigkeit bei der Geschlechter beziehen, Lust zu empfinden und sich als Subjekt dieses Begehrens zu erleben.¹⁰

10 Und doch bleibt die Problematik der Freud'schen Konstruktion eines phallichen Monismus, der eine Gleichsetzung von «Phallus» mit dem männlichen Genitale und

Beim Mädchen wird die phallische Sexualität im allgemeinen mit der Erreparierbarkeit der Klitoris in Zusammenhang gebracht. Aber es gibt auch Studien, die von einer frühen vaginalen Sexualität sprechen (Eissler 1939; Lorand 1939). In ihrer engagierten Kontroverse über die weibliche Sexualität mit Freud und Jones sieht Karen Horney (1933) in der erhöhten Erogeinität der Klitoris sogar einen überkompensatorischen Ersatz für eine Verleugnung der Vagina. Wie auch immer deren unterschiedliche Bedeutsamkeit eingeschätzt werden mag, festzuhalten ist, dass die infantil-gentile Sexualität des Mädchens durch zwei führende erogene Zonen gekennzeichnet ist: Klitoris und Vagina. Nach Fenichel (1945/1974, S. 123) hat auch das männliche Genitale – seiner bisexuellen Natur entsprechend – zwei solche Zentren: Penis und Colliculus seminalis, einen Punkt im prostaticischen Teil der Harnröhre. Insbesondere Männer mit ausgeprägten passiv analen oder urethralen Bestrebungen benennen diese Stelle – oder häufig irrtümlich die in der Nähe befindliche Peniswurzel oder das Perineum – als Ort intensiver, sexueller Empfindungen.

Die gentile Erogeinität ist ebenso ursprünglich wie die orale oder die anale; die erogenen Zonen werden nicht verschoben, sondern bleiben nebeneinander bestehen. Dennoch vollzieht sich im Laufe der Entwicklung eine Konzentration auf gentile Erregung, und die anderen Körperbereiche verlieren an Erogeinität; sie geben ihre Besetzung teilweise an die Genitalien ab. Nur im Falle von Fixierungen unterbleiben diese Verschiebungen, und die prägentile Erregbarkeit bleibt in voller Stärke erhalten, was allerdings – nach Freud – zu Einschränkungen der genitalen Sexualität führen kann. Ebenso wie die anderen Formen der Lust besteht auch die Genitalerotik von Beginn des Lebens an; gentile Masturbation ist schon bei Säuglingen zu beobachten. Harn- und Geschlechtsorgane sind weitgehend identisch, und deshalb sind die ersten genitalen Bestrebungen eng mit den urethralerotischen verbunden. Die infantile Genitalität findet hauptsächlich Ausdruck in der Masturbation, eher selten sind Interaktionen mit Anderen, wie etwa Handlungen, die dem Geschlechtsverkehr der Erwachsenen ähneln. Während die Säuglingsmasturbation im wesentlichen in einer einfachen Reizung der Genitalien besteht, wird sie in der phallischen Phase damit eine Wertigkeit zwischen den Geschlechtern insinnuiert. Bei der Alternative – einen Phallus/Penis haben oder kastriert sein – ist die weibliche Entwicklung unauweilich durch einen fundamentalen Mangel gekennzeichnet. Die Kritik an dieser Konzeptualisierung von Weiblichkeit begann schon zu Freuds Lebzeiten, etwa durch Karen Horney, und hält bis in die Gegenwart hinein an.

erstmalig mit Phantasien verbunden, die sich auf Objekte beziehen (Fenichel 1945/1974).

In der Freudschen Systematik der psychosexuellen Entwicklung nimmt die phallische Sexualität meines Erachtens eine eigentümliche Doppelstellung ein, die durch Freuds einseitige Fokussierung der männlichen Entwicklung zustande kommt. Die phallische Sexualität ist einerseits – analog zur oralen, analen und urethralen Sexualität – ein Partialtrieb, also eine Ausdrucksform infantiler Sexualität, die für beide Geschlechter gilt. Andererseits geht sie im Ödipuskomplex – als Teil der phallischen Phase – aus der Identifizierung des Knaben mit dem Vater hervor, das heißt, die Phallizität scheint bei Freud auch die erwachsene männliche Sexualität zu kennzeichnen, wobei er sich im übrigen in völliger Übereinstimmung mit dem Alltagsverständnis befindet. Aber diese Konzeptualisierung bedeutet eine Integration genitaler Sexualität unter einen jener Partialtriebe, die sich ihr – zumindest nach der Freudschen Vorstellung – gerade unterordnen sollten.

Aus diesem Grunde möchte ich vorschlagen, die Phallizität als eine Form infantiler Sexualität zu betrachten, die sich bei Jungen und Mädchen findet, und die erwachsene männliche Sexualität davon abzugrenzen. Letztere besteht in meiner Sicht vielmehr in der Integration der bisexuellen Anteile, der «männlich»-phallischen und der «weiblich»-rezeptiven Formen. Bezogen auf den männlichen Körper bedeutet das in Fenichels Sinne die Integration der beiden genitalen Zentren, des Penis und des Colliculus seminalis, also die Integration von innerer und äußerer männlicher Genitalität. Diese Integration erfolgt analog bei der weiblichen Sexualität, in der die «männlichen» und die «weiblichen» Anteile den verschiedenen Bereichen des weiblichen Genitales zugeordnet werden können, den «männlich»-klitoralen und den «weiblich»-vaginalen Lust- und Befriedigungsmodalitäten. Diese Zuordnung folgt der traditionellen Psychoanalyse im Hinblick auf die Unterscheidung zwischen einer klitoridalen Sexualität, die als «männlich» betrachtet wird, und einer «vaginalen» Sexualität, die als «weiblich» gilt. Es ist indes fraglich, ob eine solche Unterscheidung nicht mehr Verwirrung – man denke etwa an die fruchtlose Debatte um den «vaginalen» oder «klitoralen Orgasmus» – stiftet, als sie zum Verständnis des grundsätzlich bisexuellen Charakters der Sexualität bei Männern und bei Frauen beitragen kann. Im Unterschied zur Freudschen Konzeption betrachte ich die Integration «männlicher» und «weiblicher» Anteile nicht als einen Wechsel der erogenen Leitlinien, sondern vielmehr als Verbindung zu einer umfas-

senden Einheit. Die männliche sexuelle Entwicklung erfordert eine ebensolche Integration, die allerdings durch den Primat des Phallischen zumeist verdeckt wird und anatomisch auch nicht so offensichtlich ist wie beim weiblichen Körper.

ÖDIPALES BEGEHREN

Den Höhepunkt und Abschluss der phallischen Phase in der infantilen Genitalorganisation bildet der Ödipuskomplex. Er spielt eine grundlegende Rolle in der Strukturierung der Persönlichkeit im Allgemeinen und der Sexualität im Besonderen. Trotz seiner zentralen Bedeutung hat Freud dieses Konzept nie systematisch ausgetüftelt (vgl. Laplanche u.a. 1967). Seine strukturbildende Funktion zielt auf synchroner Ebene auf die Anerkennung der Begrenztheit des eigenen Geschlechts und auf diachroner Ebene auf die Aneknennung der Generationendifferenz. Entscheidend in diesem Zusammenhang ist die Errichtung des Inzesttabus. Im Hinblick auf die Entwicklung der Sexualität ist die Gleichzeitigkeit einer homosexuellen und einer heterosexuellen Objektwahl hervorzuheben.

Freud (1923a) unterscheidet eine sogenannte «positive» und eine «negative» Form des Ödipuskomplexes, die – abhängig von der ursprünglichen Bisexualität des Kindes – zusammen den «vollständigen» Ödipuskomplex bilden. Die positive Form lehnt sich an den Ödipusmythos an und beschreibt die Liebe zum gegengeschlechtlichen Elternteil bei gleichzeitiger Rivalität und Todeswünschen gegenüber dem gleichgeschlechtlichen Elternteil. In der negativen Form gilt die Liebe dem Elternteil gleichen Geschlechts, während sich die Rivalität gegenüber dem anderen Geschlecht findet:

«Der Knabe hat nicht nur eine ambivalente Einstellung zum Vater und eine zärtliche Objektwahl für die Mutter, sondern er benimmt sich auch gleichzeitig wie ein Mädchen, er zeigt die zärtliche, feminine Einstellung zum Vater und die ihr entsprechende eifersüchtig-feindselige gegen die Mutter.» (Ebd., S. 261)

Die Ambivalenz, die aus der Bisexualität resultiert, kennzeichnet die Objektbeziehung zu beiden Elternteilen. Aus diesen vier Strebungen gehen bei der Auflösung des Komplexes eine Vater- und eine Mutteridentifizierung hervor. Die Identifizierung mit dem Vater hält das Mutterobjekt das po-

sitiven Komplexes (im Falle des Knaben) fest und ersetzt gleichzeitig das Vaterobjekt des negativen Komplexes; die Identifizierung mit der Mutter verläuft analog. Dieser Mechanismus der Ersetzung einer Objektbeziehung durch Identifizierung und Introjektion des früheren Objekts findet sich erstmals in Freuds Leonardo-Studie, in der er eine homosexuelle Entwicklung beschreibt: Der Knabe ersetzt seine Liebe zur Mutter, indem er sich mit ihr identifiziert (Freud 1910). In *Das Ich und das Es* (1923a) skizziert Freud schließlich die Entstehung des Über-Ichs aus diesen Identifizierungen, die an die Stelle der ödipalen Objektbesetzungen treten.

Freud sieht den Ausgang der Ödipusituation in Vater- oder in Mutteridentifizierung und damit in gleich- oder gegengeschlechtliche Liebesbeziehung bei beiden Geschlechtern als abhängig von der relativen Stärke der beiden Geschlechtsanlagen, die er als biologisch angelegt versteht. Ihren Ausdruck finden sie in der verschieden starken Ausprägung der beiden Identifizierungen:

«So kann man als allgemeinstes Ergebnis der vom Ödipuskomplex beherrschten Sexualphase einen Niederschlag im Ich annehmen, welcher in der Herstellung dieser beiden, irgendwie miteinander vereinbarten Identifizierungen besteht. Diese Ichveränderung behält ihre Sonderstellung, sie tritt dem anderen Inhalt des Ichs als Ichideal oder Über-Ich entgegen.» (Ebd., S. 262)

Unklar bleibt, warum Freud die Geschlechtsanlagen als biologisch angelegt begriff, wo er sie zugleich als Resultat von Identifizierungen, demnach als Ergebnis sozialer Interaktionen beschreibt. Wichtig ist aber festzuhalten, dass das Über-Ich an die Stelle der aufgegebenen Liebesbeziehung tritt; dadurch wird diese gleichsam als Introjekt in der psychischen Struktur bewahrt.¹¹

Mit dem Über-Ich etabliert sich nach Freud auch die Wahl des Liebesobjekts:

«Um das Bild des infantilen Sexuallebens zu vervollständigen, muß man hinzunehmen, dass häufig oder regelmäßig bereits in den Kindertagen eine Objektwahl vollzogen wird, [...] in der Weise, daß sämt-

¹¹ Dieser melancholische Modus der Geschlechtsentwicklung wird ausführlich bei Quinseau (2008) beschrieben.

liche Sexualstrebungen die Richtung auf eine einzige Person nehmen.» (Freud 1905a, S. 100)

Nach dem ödipalen Spiel der homo- und heterosexuellen Komponenten erfolgt die definitive Festlegung des Liebesobjekts zweizeitig, in zwei Schüben: in der ödipalen Phase und in der Pubertät, wobei die erste der zweiten den Weg bereits vorzeichnet. In *Die infantile Genitalorganisation* (1923b) geht Freud schon von einer «vollen Objektwahl» in der Kindheit aus.

Der Ödipuskomplex bietet dem Kind – der bisexuellen Anlage entsprechend – zwei Möglichkeiten der Befriedigung: eine aktive und eine passive:

«Es konnte sich in männlicher Weise an die Stelle des Vaters setzen und wie er mit der Mutter verkehren, wobei der Vater bald als Hindernis empfunden wurde, oder es wollte die Mutter ersetzen und sich vom Vater lieben lassen, wobei die Mutter überflüssig wurde.» (Freud 1924, S. 398)

Der doppelstimmigen Anlage des Ödipuskomplexes in einer aktiven und einer passiven Variante entsprechen auch die aktiven und passiven Sexualziele beider Geschlechter. Mit dem Ausgang des Ödipuskomplexes bildet sich in der Regel eine Form der Objektwahl – die gleich- oder die gegenschlechtliche – als manifest im Verhalten und Erleben heraus. Die jeweils andere verschwindet jedoch nicht, sondern wird ins Unbewusste verdrängt und bleibt von dort aus wirksam. Betrachtet man die psychosexuelle Entwicklung als fortwährende Umschritt, so macht dies deutlich, dass die sexuelle Orientierung nicht lebenslang festgelegt sein muss, sondern sich unter den Bedingungen einer jeweiligen, subjektiven Lebensgeschichte verändern kann. Die Bedingungen, die zu einer solchen Umschritt führen, sind jeweils idiosynkratisch und zureichend nur im Kontext einer jeweils konkreten Lebensgeschichte zu verstehen, so dass davon abstrahierende Erklärungsmuster zur Entstehung von Homo- oder Heterosexualität stets unterkomplex bleiben müssen und daher wenig sinnvoll erscheinen.

PUBERTÄT UND ADOLESCENZ: ÜBERGANG ZUR ERWACHSENENSEXUALITÄT

Mit der Pubertät treten Veränderungen ein, die das infantile Sexualleben in

seine genital zentrierte, erwachsene Form überführen. In den *Drei Abhandlungen* beschreibt Freud folgende Prozesse: Während der Sexualtrieb bislang vorwiegend autoerotisch war, findet er nun ein Objekt. Die erogenen Zonen ordneten sich dem Primat der Genitalzone unter, die Partialtriebe werden unter diesem Primat zu einem neuen Sexualziel zusammengefasst. Das neue Sexualziel weist den beiden Geschlechtern unterschiedliche Funktionen zu, bei der Frau trete sogar eine Art «Rückbildung» in der Sexualentwicklung ein. Beim Mann bestche das neue Sexualziel in der Erhaltung der Geschlechtsprodukte, das frühere Sexualziel – die Erreichung von Lust – wird an diesen Endakt des Sexualvorgangs geknüpft: «Der Sexualvorgang stellt sich jetzt in den Dienst der Fortpflanzungsfunktion; er wird sozusagen altruistisch.» (Freud 1905a, S. 109)

Mit dem Primat des Genitalen geht nach Freud auch eine Differenzierung verschiedener Arten von Lust einher, der Verlust und der Endlust. Die erogenen Körperzonen erhalten in diesem Zusammenhang die neue Funktion, die Vorlust herbeizuführen, und durch diese Vorbereitung die größere Befriedigungslust zu ermöglichen, die durch die Herausforderung der Geschlechtsstoffe entsteht. Diese Differenzierung führt zu einer Hierarchisierung verschiedener Sexualformen; im Vergleich zum Koitus gibt es «minderwertigere», die nur einen geringeren Beitrag zum Lustgewinn leisten können.

Mit dieser Konzeptualisierung, dem Primat des Genitalen im Dienste der Fortpflanzung, zeichnet Freud ein höchst konventionelles Bild der erwachsenen Sexualität, das sich deutlich von der Vielfalt und Ungerichtetheit der infantilen Sexualität abgrenzt. Im Verlauf der Adoleszenzentwicklung wird konzeptionell sowohl die Vorherrschaft der Heterosexualität wieder zurückgewonnen als auch die Geschlechterpolarität und -hierarchie etabliert. So äußert Freud die Ansicht, dass

«erst in der Pubertät sich die scharfe Sonderung des männlichen und weiblichen Charakters herstelle, ein Gegensatz, der dann wie kein anderer die Lebensgestaltung der Menschen entscheidend beeinflusst.» (Ebd., S. 119)

Die Objektwahl vollzieht sich in der Pubertät zunächst auf der Ebene der Phantasien, also in Vorstellungen, die nicht zur Ausführung bestimmt sind. Diese Phantasien knüpfen an die bereits in der Kindheit wieder aufgege-

bene, infantile Genitalerforschung an und können ganz oder zumindest teilweise unbewusst gehalten werden. Freud hält sie für sehr wichtig, weil sie Formen herstellen, in denen die verdrängten Libidokomponenten ihre Befriedigung finden. Dazu gehören häufig die sogenannten «Urphantasien», universelle, oft stereotype Phantasien, die vom Erleben des Einzelnen weitgehend unabhängig auftreten und von der Belauschung des elterlichen Geschlechtsverkehrs, der frühen Verführung durch geliebte Personen, der Kastrationsdrohung und dem Verweilen im Mutterleib handeln. In diesen Phantasien treten die infantilen Neigungen nun mit Nachdruck durch die körperlichen Veränderungen verstärkt wieder auf, in der Regel – durch die gesellschaftlichen Primat der Heteronormativität bedingt – in der positiven ödipalen Konstellation.

WIE WIRD MAN HETERO-/HOMO-/BISEXUELL?

In den *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie* beschreibt Freud die Unabhängigkeit des sexuellen Begehrens vom Objekt:

«Der Psychoanalyse erscheint vielmehr die Unabhängigkeit der Objektwahl vom Geschlecht des Objektes, die gleich freie Verfügung über männliche und weibliche Objekte, wie sie im Kindesalter, in primitiven Zuständen und frühhistorischen Zeiten zu beobachten ist, als das Ursprüngliche, aus dem sich durch Einschränkung nach der einen oder anderen Seite der normale wie der Inversionstypus entwickeln. Im Sinne der Psychoanalyse ist also auch das ausschließliche sexuelle Interesse des Mannes für das Weib ein der Aufklärung bedürftiges Problem und keine Selbstverständlichkeit.» (Freud 1905a, S. 44)

Heterosexualität ist demnach psychologisch genauso erklärungsbedürftig wie Homosexualität. Trotzdem wird dieser Befund in der weiteren psychoanalytischen Theoriebildung kaum berücksichtigt. Es gibt zwar ungezählte Publikationen zur Homosexualität, aber kaum Arbeiten, die sich explizit mit der Psychodynamik der Heterosexualität befassen.¹² Doch lässt sich

¹² Auch dies lässt sich als Hinweis auf die implizite Heteronormativität der psychoanalytischen Theoriebildung betrachten: Warum Frauen Lust auf Männer haben und umgekehrt, welche Phantasien, Wünsche und Ängste ein andersgeschlechtlicher

festhalten, dass trotz der vielfältigen Forschungen bislang keine allgemein anerkannte Genese der Homosexualität erarbeitet werden konnte. Weder wurde ein «rosa Gen» gefunden, noch konnte die sexuelle Orientierung auf eine einheitliche Psychodynamik oder bestimmte Beziehungskonstellationen in der Lebensgeschichte zurückgeführt werden. Und das ist auch gut so, nicht zuletzt, weil daran deutlich wird, dass sich menschliches Erleben und Verhalten in vielen Bereichen der Vorhersagbarkeit und damit auch der Normierbarkeit entzieht.

Gehen wir noch mal zurück zu Freud: Aufklärungsbedürftig ist aus seiner Sicht das *ausschließliche* Interesse eines Mannes an einer Frau. Denn zum einen ist das sexuelle Begehren des Menschen nicht auf ein Objekt festgelegt. Hier zeigt sich der Unterschied zwischen Trieb und Instinkt: Während letzterer objektgebunden ist, wird der Trieb als unabhängig vom Objekt konzipiert, wenngleich er sich stets auf das Objekt richtet. Zum anderen entwickelt sich das Begehren aus bisexuellen Identifizierungen, wie ich bereits bei den Ausführungen zum Ödipuskomplex angedeutet habe und nun näher erläutern möchte. Das Konzept der Bisexualität bezieht sich sowohl auf die Geschlechtsidentität als auch auf die sexuelle Orientierung. Wenngleich die Ausführungen zu Männlichkeit und Weiblichkeit wohl zu den umstrittensten Passagen des Freudischen Gesamtwerks gehören und der phallische Monismus – die Ausrichtung der Geschlechtsentwicklung auf das männliche Geschlecht – in seiner Theorie zu Recht zurückgewiesen wird, finden sich auch äußerst differenzierte Überlegungen zu den Begriffen «männlich» – «weiblich»:

»Es ist unerlässlich, sich klarzumachen, dass die Begriffe «männlich» und «weiblich», deren Inhalt der gewöhnlichen Meinung so unzweideutig erscheint, in der Wissenschaft zu den verworrensten gehören und nach mindestens *drei* Richtungen zu zerlegen sind. Man gebraucht männlich und weiblich bald im Sinne von *Aktivität* und *Passivität*, bald im *biologischen* und dann auch im *soziologischen* Sinne. Die erste dieser drei Bedeutungen ist die wesentliche und die in der Psychoanalyse zumeist verwertbare. Ihr entspricht es, wenn die Libido [...] als männlich bezeichnet wird, denn der Trieb ist immer aktiv, auch wo er sich

Körper auslöst, ist bislang nicht systematisch untersucht und bleibt nach wie vor ein Desiderat für weitere Forschungen.

ein passives Ziel gesetzt hat. Die zweite, biologische Bedeutung von männlich und weiblich ist die, welche die klarste Bestimmung zulässt: respektive Eizelle und durch die von ihnen ausgehenden Funktionen charakterisiert. [...] Die dritte, soziologische Bedeutung erhält ihren Inhalt durch die Beobachtung der wirklich existierenden männlichen und weiblichen Individuen. Diese ergibt für den Menschen, dass weder im psychologischen noch im biologischen Sinne eine reine Männlichkeit oder Weiblichkeit gefunden wird. Jede Einzelperson weist vielmehr eine Vermengung ihres biologischen Geschlechtscharakters mit biologischen Zügen des anderen Geschlechts und eine Vereinigung von Aktivität und Passivität auf.» (Freud 1905b, S. 121, Hervorhebungen im Original)

Der Vermengung von männlichen und weiblichen Zügen im Individuum trägt Freud mit dem Konzept der Bisexualität Rechnung. Festzuhalten bleibt zunächst die bemerkenswerte Differenziertheit des Geschlechtsbegriffs, die gängige Eindeutigkeiten auflöst und gleichwohl nicht durchgehalten, sondern von der herrschenden Geschlechterideologie, die Freud mit seinen Theorien auch reproduziert, verschüttet wird. Doch zumindest haben wir in solchen Formulierungen einen möglichen Ansatzpunkt für ein freudsches Skepsis gegenüber der scheinbar eindeutigen Differenzierung in «männlich» und «weiblich» übernimmt, weiterträgt und diese Unterscheidungen nicht konkreten Individuen zurechnet, sondern sie im Sinne von «Bisexualität» fasst. Der Kern eines solchen Geschlechterkonzepts besteht in der Identifizierung und der sich daraus ergebenden Vielfalt der geschlechtlichen Identifizierungen und psychischen sowie somatischen Dispositionen. Das Konzept einer biologischen, konstitutionellen Bisexualität übernahm Freud von seinem Freund Wilhelm Fliess; diese Theorie stützt sich zunächst auf anatomische und embryologische Gegebenheiten:

«Ein gewisser Grad von anatomischem Hermaphroditismus gehört nämlich der Norm an; bei keinem normal gebildeten männlichen oder weiblichen Individuum werden Spuren vom Apparat des anderen Geschlechts vermischt [...]. Die Auffassung, die sich aus diesen lange bekannten anatomischen Tatsachen ergibt, ist die einer ursprünglich

bisexuellen Veranlagung, die sich im Laufe der Entwicklung bis zur Monosexualität mit geringen Resten des verkümmerten Geschlechts verändert.» (Freud 1986, S. 40)

Die Einsicht in die Bisexualität war für Freud so wichtig, dass er meinte, man könne ohne sie «kaum zum Verständnis der tatsächlich zu beobachtenden Sexualäußerungen von Mann und Weib kommen» (ebd., S. 40). Die Vereinigung beider Geschlechtscharaktere, den Wunsch nach einem Mann und zugleich nach einer Frau, umfasse (ebd., S. 44). Die konstitutionelle Bisexualität bezieht sich damit nicht nur auf die Geschlechtsidentität, sondern zeigt sich ebenso in der Objektwahl.

Der konstitutionellen Bisexualität kann eine psychische Bisexualität zur Seite gestellt werden, die sich aus der Identifizierung mit beiden Eltern ergibt. Die Identifizierung ist ein grundlegender Vorgang in der psychischen Entwicklung des Kindes, der gleich nach der Geburt beginnt. Aus ihm bildet sich die psychische Struktur. Das Kind identifiziert sich unterschiedslos mit Mutter und Vater sowie anderen Bezugspersonen und nimmt erst nach der Wahrnehmung des Geschlechtsunterschieds (im Alter von ca. 18 Monaten) geschlechtsspezifische Differenzierungen vor. Im Zuge der Ausbildung einer eindeutigen Geschlechtsidentität werden die andersgeschlechtlichen Anteile verdrängt. Sie verschwinden damit allerdings nicht einfach aus der psychischen Struktur, sondern bestehen im unbewussten weiter und sind von dort aus wirksam, d.h. sie beeinflussen das Erleben und Handeln. In meiner Sicht spielen diese verdrängten andersgeschlechtlichen Anteile gerade im sexuellen Erleben eine große Rolle.

Aus dem Konzept der Bisexualität ergibt sich, dass jede Person sowohl männliche als auch weibliche Anteile, Identifizierungen und Befriedigungsmodalitäten besitzt. Meine These ist nun, dass sich in der Sexualität des Mannes phallische und rezeptive, passive und aktive Anteile verbinden. Für die Sexualität der Frau gilt das gleiche. Möglich wird dies durch die bisexuellen Identifizierungen, die sich in den Körper eingeschrieben haben. Ich werde dies kurz am Beispiel des Jungen erläutern: Im Ödipuskomplex entwickelt er – neben dem aktiv-phallischen – ein passiv-genitales Triebziel. Der Junge phantasiert sich in eine «weibliche», rezeptive Position, indem er die Mutter als Geliebte des Vaters ersetzen will, d.h. er wünscht sich, penetriert zu werden. Während Freud betont, dass jeder Junge mit ak-

tiven und passiven Triebzielen beiden Elternteilen gegenüber, d.h. in einer homo- und einer heterosexuellen Variante, den Ödipuskonflikt durchlebt, geht Martin Dannecker (2007) davon aus, dass der Junge mit bereits ausgebildeter sexueller Orientierung in den Ödipuskonflikt eintritt. Die sexuelle Orientierung wird demnach nicht im Ödipuskonflikt gebildet, sondern stellt seine Voraussetzung dar. Diese Position verändert die Freud'sche Theorie tiefgreifend, was allein noch kein Problem wäre; auf der Strecke bleibt allerdings bei Danneckers Konzeptualisierung die konstitutionelle Bisexualität, die eine grundlegende Offenheit und Nicht-Festgelegtheit der Objektwahl impliziert. Nach Freuds Modell bestehen in jedem Menschen eine gleich- und eine gegengeschlechtliche Objektwahl nebeneinander; in der Regel ist die eine Variante manifest und die andere ins Unbewusste verdrängt. Gestützt wird dieses Modell durch neuere empirische Forschungen, nach denen die sexuelle Orientierung nicht bei allen Menschen gleichmäßig festgelegt ist, sondern in unterschiedlichem Ausmaß flexibel ist (Kinnish u.a. 2004). Dies gilt für hetero- wie für homosexuelle Menschen gleichermaßen, wenn auch mit Unterschieden zwischen den Geschlechtern. So wird für Frauen von mehreren Studien eine flexiblere, für Männer hingegen eine stabilere sexuelle Orientierung angenommen (ebd., S. 28).

Das unterschiedliche Ausmaß an Festgelegtheit greift auch Udo Rauchfleisch (2002) auf und siedelt Homo-, Hetero- und Bisexualität als Kristallisationspunkte auf einem Kontinuum an, das zwischen den Extrempositionen «ausschließlich heterosexuell» und «ausschließlich homosexuell» angespannt ist. Von zentraler Bedeutung dabei ist, dass er ebenso wie Freud nicht nur von manifesten sexuellen Handlungen mit anderen Personen ausgeht, sondern verschiedene Dimensionen der sexuellen Orientierung thematisiert und einen erweiterten Sexualitätsbegriff verwendet: Gemeint ist

«nicht nur das manifeste Kontaktverhalten gegenüber Sexualpartnern [...] ebenso wichtig (sind) die erotischen und sexuellen Phantasien, die sexuelle Attraktion, die emotionalen und sozialen Präferenzen, der Lebensstil und die Selbstdefinition». (Ebd., S. 280)

Der grundlegenden *psychischen* Flexibilität der sexuellen Orientierung ist die gesellschaftliche Heteronormativität gegenübergestellt, die eindeutige und stabile Orientierungen verlangt. Verschiedenste Studien weisen darauf

hin, dass sich unter diesen Bedingungen das Coming-out von homosexuellen Jugendlichen nach wie vor als problematisch erweist (vgl. u.a. Isay 1990; Dannecker 2007; Schmauch 2010). In ihrer Studie zur weiblichen psychologischen Entwicklung legt Eva Poluda (2007) die grundsätzlich entwicklungsfördernde Qualität von Homosexualität in der Mutter-Tochter-Beziehung dar. Die sexuelle Identifizierung könne nur über das Begehren in Gang kommen, das schließlich eine genügend aggressive Auseinandersetzung zwischen beiden zulässt, bei der sich die Tochter löst. Eine nicht neurotische Entwicklung setzt voraus, dass «genügend gute» Eltern die Tochter gewähren lassen und fördern, «so dass sie in Frieden mit ihren inneren Objekten leben» kann (ebd., S. 45). Im Falle einer lesbischen Entwicklung würde die Tochter «das homosexuelle Tabu» nicht akzeptieren und die Wut darüber nicht ins Überich binden, sondern zur Behauptung ihres Begehrens im Ich behalten (ebd., S. 45). Anders als im Falle einer heterosexuellen Orientierung wird die lesbische Tochter jedoch vor den Konflikt gestellt, dass sie sich zwar geschlechtlich, aber nicht sexuell mit ihrer Mutter identifiziert, bei der das Begehren auf den Mann gerichtet ist. Geschlechtliche und sexuelle Identifizierung mit der Mutter fallen im Ausgang des Ödipuskonfliktes beim homosexuellen nicht wie beim heterosexuellen Mädchen zusammen. In analoger Weise gilt dies auch für die Entwicklung homosexueller Jungen. Welche Folgen dies in psychodynamischer Hinsicht nach sich zieht, ist weitgehend ungeklärt. Möglicherweise erklärt dies das tiefgreifende, «prägnante Gefühl, schon immer anders gewesen zu sein» (Dannecker 2007, S. 57), über das insbesondere homosexuelle Jungen und Männer berichten. Dies bezöge sich damit nicht nur auf die mangelnde Geschlechtskonformität, in der Dannecker einen Prädiktor späterer Homosexualität sieht (ebd., S. 57), sondern auch auf die Differenz zur Objektwahl der Eltern und das heißt auch zu der Objektwahl, die einen selbst hervorgebracht hat.

Im Zuge der Festlegung einer heterosexuellen Objektwahl werden die zunächst vielfältigen aktiven und passiven Triebziele eingeschränkt. Denn unter den Bedingungen der kulturellen Geschlechterhierarchie erweist sich insbesondere das rezeptive Triebziel als äußerst konflikthaft für das Selbstverständnis vieler Männer. Es wird daher zumeist abgespalten und projiziert statt als Teil der eigenen Sexualität anerkannt und integriert. Von dieser Verwerfung betroffen ist zumeist auch die gesamte innere Genitalität des Mannes. In meinen Analysen stelle ich immer wieder fest, dass

männliche Patienten nur ihren Penis als Sexualorgan wahrnehmen und ihm Potenz zuschreiben. Die innergenitalen Empfindungen, die für das organische Erleben weit bedeutsamer sind, scheinen dagegen im subjektiven Selbstverständnis kaum eine Rolle zu spielen. Und Hoden sowie Prostata, denen die eigentlich reproduktive Kraft zukommt, werden zumeist nur im Krankheitsfall thematisiert. Man könnte daraus schließen, dass die Sexualität vieler Männer unten den gegenwärtigen kulturellen Bedingungen gleichsam halbiert ist, indem ihre rezeptive Seite sowie ihre produktive Dimension ausgeblendet werden.

In Psychoanalysen lässt sich sehen, wie diese Abwehr die Form einer Konversion annehmen kann und die rezeptiven Triebziele auf andere Körperorgane wie Blase, Darm oder Beckenboden verschoben werden kann. Die von den ursprünglichen Triebzielen ausgehende Erregung und Befriedigung kommt entsteht in Ängsten oder schmerzhaften Krämpfen zum Ausdruck. Das kann sich dann etwa in fortwährendem Harndrang, in chronischen Darm- oder Blasenentzündungen sowie in Prostata-Erkrankungen äußern (Deserno 2005). So ist als zentrale Entwicklungsaufgabe der männlichen Adoleszenz die Integration der inneren und äußeren Genitalien zu formulieren, mit der die Phallicität in Genitalität überführt wird. Erst die Genitalität eröffnet die Fähigkeit, sich zum Andern in Beziehung zu setzen, d.h. den Andern als Andern zu ertragen und nicht die Andersheit oder Fremdheit zum Verschwinden zu bringen. Das schließt auch die eigene Fremdheit mit ein, die sich im Sexuellen und den jeweils subjektiven Lust- und Befriedigungsmodalitäten manifestiert und nur sehr begrenzt zugänglich, «kontrollierbar» ist (ausführlich vgl. Quindeau 2008).

In seiner Studie *Das sexuelle Paar* konzipiert Otto Kernberg (1994) folgende Eigenschaften des erotischen Begehrens: Als erste Eigenschaft wird das Streben nach Lust genannt, das immer auf eine andere Person gerichtet ist, auf ein Objekt, das penetriert oder in das eingedrungen werden kann bzw. ein Objekt, dessen Penetration oder Eindringen erstrebt wird. Dieses Verlangen nach Nähe und Verschmelzung enthält sowohl das Moment einer gewaltsamen Grenzüberschreitung als auch des Einswerdens mit einer anderen Person. Wichtig scheint mir insbesondere, dass das Eindringen bzw. das Aufnehmen nicht als Eigenschaft eines Mann bzw. einer Frau missverstanden wird. Vielmehr handelt es sich bei beiden Geschlechtern um ein fließendes Wechselspiel von Eindringen und Aufnehmen sowohl auf

phantasmatischer als auch auf körperlicher Ebene. So finden sich «Phantasien der aktiven Einverleibung (incorporation) und des passiven Penetriertwerdens zusammen mit solchen des aktiven Penetrierens und des passiven Einverleibtwerdens» (ebd., S. 867). Auf der Ebene des Körpers spiegelt sich dieses Wechselspiel in den

«Beziehungen von körperlichen Erhebungen und Vertiefungen: Penis, Brustspitze, Zunge, Finger und Fäzes auf seiten des Penetrierens oder Eindringens; Vagina, Mund und Anus auf seiten des Aufnehmens und Umschließens». (Ebd., S. 866)

Kernberg betrachtet die psychische Bisexualität, die sich im sexuellen Erleben zeigt, als universell für alle Männer und Frauen. Sie stammt seiner Ansicht nach aus der Identifizierung mit den beiden Beteiligten der sexuellen Beziehung. An dieser Stelle findet sich unhinterfragt – und im übrigen unnötig für die Argumentation – die kulturelle Norm der Heterosexualität. Eine psychoanalytische Sexualtheorie, die die verschiedenen Formen sexueller Orientierung gleichwertig nebeneinander stellt, erklärt die Entstehung der universellen Bisexualität demgegenüber weniger aus der Identifizierung mit dem Sexualpartner oder der -partnerin als vielmehr aus den infantilen Identifizierungen mit beiden Elternteilen und der daraus resultierenden Geschlechterspannung innerhalb der psychischen Struktur von Männern und Frauen.

Damit Sexualität als Tummelplatz für andersgeschlechtliche Identifizierungen fungieren kann, stellt eine gewisse Durchlässigkeit der Verdängungsschranke eine wichtige Voraussetzung dar. An dieser Stelle ist ein kleiner Exkurs zur Psychodynamik des Lustgewinns notwendig. Wie Freud in seiner *Psychopathologie des Alltagslebens* am Beispiel des Witzes ausführte, ist die Wiederkehr des Verdängten mit einem Lustgewinn verbunden. Diese Wiederkehr des Verdängten wird durch einen Zustand der Regression gefördert. Eine solche Regression findet sich beispielsweise zum einen im Schlaf, wodurch das Träumen ermöglicht wird, zum anderen in bestimmten Zuständen des Wachlebens, in denen die Aufmerksamkeit und Kontrollfähigkeit herabgesetzt ist, wie bei Müdigkeit, aber auch bei Erregungszuständen, bei substanzinduzierten Rauschzuständen ebenso wie bei emotionaler oder sexueller Erregung. In diesen Zuständen werden Vorstellungen in Sinnesbilder verwandelt; Freud bezeichnete diesen Vorgang als

Regression und betonte, dass diese nicht allein im Traum vorkommt, sondern auch bei anderen psychischen Vorgängen wie Halluzinationen, psychischen Symptomen oder dem bewussten Erinnern (Freud 1900, S. 540, S. 548). Ich würde dieser Reihe gern das sexuelle Erleben hinzufügen. Dabei werde ich an dieser Stelle nicht die komplexe Argumentation Freuds im berühmten 7. Kapitel der *Traumdeutung* (1900) referieren, sondern mich nur auf das Ergebnis beziehen: Die Regression vollzieht sich als Umkehrung der Richtung eines Wahrnehmungsbogens vom Sinnesorgan zum Gehirn. Der Reflexbogen fungiert dabei als Vorbild aller psychischen Vorgänge, die sich von einem sensorischen zu einem motorischen Ende erstrecken. Anstelle des motorischen Endes setzt Freud das Unbewusste sowie das Vorbewusste. So wird der Traum nicht hervorgerufen durch äußere Sinnesreize, sondern durch die unbewussten, latenten Traumgedanken, die sich ihrerseits in Sinnesbilder verwandeln. Als weitere Eigentümlichkeit der Regression nennt Freud, dass sich unter ihrem Einfluss eine Vorstellung in den sinnlichen Eindruck zurückverwandelt, aus dem sie irgendeinmal hervorgegangen sei. Wenden wir dieses Muster auf die Sexualität an, so ergibt sich eine interessante Fundierung des Konzepts der Psychosexualität.

Die Vorstellung einer *Psychosexualität* betont die Bedeutung unbewusster Phantasien, die neben den somatischen Erregungsquellen beim Zustandekommen sexueller Erregung eine entscheidende Rolle spielen. Wie die Traumbildung auf einer Umkehrung des Wahrnehmungsbogens basiert und die latenten Traumgedanken die Sinnesorgane erregen, so vollzieht sich auch die Erregung der Genitalien nicht nur durch äußere Reize, sondern ebenso durch «latente Gedanken», durch unbewusste Phantasien. Das Paradigma für diese unbewussten Phantasien, welche die Lust generieren, stellt das primäre Befriedigungserlebnis dar, das von Freud ebenfalls im 7. Kapitel der *Traumdeutung* eingeführt wird (Freud 1900, S. 571). Die Erinnerungsspur dieser Erfahrung wird in den Körper eingeschrieben und bildet damit gleichsam den Prototypen der Befriedigung, die zwar nie mehr erreicht wird, jedoch als Motor jeglichen Luststrebens fungiert.

Die Durchlässigkeit für die verdrängten, andersgeschlechtlichen Identifizierungen im sexuellen Erleben wird nicht nur intrapsychisch durch Regression gefördert. Daneben scheint es mir förderlich, wenn auf kultureller Ebene die Geschlechtskonstruktionen nicht dichotom und polar vorgenommen werden und die Zugehörigkeit zum eigenen Geschlecht nicht durch

rigide Abgrenzung vom anderen stabilisiert wird. Denn wenn die andersgeschlechtlichen Anteile zu viel Angst erzeugen, kann es zu gravierenden, symptomhaften Einschränkungen des lustvollen Erlebens kommen. Ein Beispiel dafür bietet Impotenz beim Mann, bei der die Abwehr von weiblichen Identifizierungen von großer Bedeutung sein kann. Die rezeptive Befriedigungsmodalität ist in diesem Fall zu sehr mit Kastrationsangst verbunden, als dass sie als lustvoll erlebt werden könnte. Ein Pendant dazu kann in sexueller Lustlosigkeit bei der Frau bestehen. In solch einem Fall könnte die Frau unbewusst fürchten, dass durch die phallischen Anteile, die die sexuelle Aktivität motivieren, ihre manifeste weibliche Geschlechtsidentität zu sehr in Gefahr gerät, und würde diese Befriedigungsmodalitäten meiden. Der Verzicht auf sexuelle Aktivitäten stünde somit im Dienste der Stabilisierung der Geschlechtsidentität, die sich damit freilich nicht dauerhaft konsolidieren lässt.

SCHLUSSBEMERKUNG

Es war mir ein Anliegen, mit dem hier skizzierten Verständnis von Sexualität die kulturelle Selbstverständlichkeit einer männlichen und einer weiblichen Sexualität sowie einer Unterscheidung von Hetero- und Homosexualität in Frage zu stellen. Mit dem Konzept der Bisexualität, das sich sowohl auf die Geschlechtsidentität als auch auf die sexuelle Orientierung bezieht, werden die unbewussten Phantasien und die unbewusst in den Körper eingeschriebenen Lust- und Befriedigungsmodalitäten fokussiert. Diese verteilen sich nicht entlang der Geschlechtergrenzen, sondern im Gegenteil kommt der Lustgewinn gerade durch die Wiederkehr der verdrängten, andersgeschlechtlichen Anteile im sexuellen Erleben zustande.